

---

## Buchbesprechungen

---

Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, begründet von Erich Matthias, herausgegeben von Hermann Weber, Klaus Schönhoven und Klaus Tenfelde. Bd. 1: Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914-1919. Bearbeitet von Klaus Schönhoven, Bund-Verlag, Köln 1985, 825 S., 98 DM.

Die hier zu besprechende Publikation ist der erste Band einer auf sieben Bände angelegten Quellenedition zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung des DGB im Jahre 1949.

Ziel des Unternehmens ist es nicht zuletzt, Grundlagen für eine umfassende wissenschaftliche Darstellung der Geschichte der deutschen Gewerkschaften zu liefern.

Für die Zeit von 1914 bis 1933 bilden die Restakten des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes aus den Beständen der Historischen Kommission zu Berlin das Kernstück der Edition. Wo es sich anbot, wurden diese Akten durch aussagekräftige Quellen anderer Provenienz ergänzt.

Der von Klaus Schönhoven bearbeitete erste Band umfaßt den Zeitraum vom 27. Juni 1914 bis zum 4. Juli 1919. Im Mittelpunkt stehen die Protokolle der regelmäßig tagenden Vorstandskonferenz der Freien Gewerkschaften, die - von wenigen Ausnahmen abgesehen - ungekürzt abgedruckt und eingehend kommentiert werden. Insgesamt 26 freigewerkschaftliche Vorstandskonferenzen werden dokumentiert, daneben publiziert Schönhoven 41 weitere Dokumente, die das Verhältnis der Gewerkschaften zum Staat, die Zusammenarbeit der drei Richtungsgewerkschaften in Krieg und Revolution sowie die Stellung der Generalkommission der

Freien Gewerkschaften gegenüber den schweren Auseinandersetzungen innerhalb der Sozialdemokratie beziehungsweise gegenüber der Parteispaltung beleuchten.

Da die Entscheidungen der Vorstandskonferenzen nicht nur die Politik der Freien Gewerkschaften bestimmten, sondern de facto auch richtungweisend für die christlichen Gewerkschaften und die liberalen Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften waren, spiegeln sie in hervorragender Weise Taktik und Strategie der Gewerkschaftsführungen wider. Die Entscheidung, diese Protokolle zum Herzstück der Edition zu machen, erscheint daher als begründet.

Wie Schönhoven in seiner Einleitung sagt, will der Band „aus der Perspektive der Gewerkschaften deren Handlungsmöglichkeiten und Handlungsweisen in den fünf Jahren zwischen 1914 und 1919 beleuchten“ (S. 10 f.). Tatsächlich aber ist die Sicht die der gewerkschaftlichen Führungsgremien, und mit der Dokumentation der *Handlungsmöglichkeiten* ist es letztlich nicht weit her, weil Alternativen zu dem Kurs dieser Führungsgruppen nie auch nur ernsthaft diskutiert worden sind.

So haben die Freien Gewerkschaften sich schnell und ohne Vorbehalte für die Burgfriedenspolitik entschieden und damit nicht zuletzt auch das Votum der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vorgeprägt. Wie ein Teil der revisionistischen und reformistischen Rechten in der Sozialdemokratie begriff die Gewerkschaftsführung den Ersten Weltkrieg ausschließlich als Chance, aus dem Ghetto auszubrechen und als legitime Vertretung der Arbeitnehmerschaft anerkannt zu werden. Der gewerkschaftliche Kriegsreformismus hat natürlich seine Wurzeln in der Vorkriegszeit und diese reichen bis

in die neunziger Jahre, aber die rückhaltlose Unterstützung der staatlichen Politik bis hin zum Verlust der eigenen Massenbasis macht schon eine neue Qualität aus.

Als gefragte Partner verantwortlicher staatlicher Stellen erlebten sich die Gewerkschaftsführer als „hoffähig“, was im einzelnen zur Überschätzung der eigenen Erfolge beitrug. Ein solcher Erfolg war ohne Zweifel das Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst vom 2. Dezember 1916. In diesem Zusammenhang steht auch eines der eindrucksvollsten Dokumente des Bandes, das Protokoll der gemeinsamen Konferenz von Vertretern der Richtungsgewerkschaften und Angestelltenverbände über das Hilfsdienstgesetz vom 12. Dezember 1916 in Anwesenheit von Staatssekretär Karl Helfferich und des Chefs des Kriegsammtes, Generalleutnant Wilhelm Groener.

Es ist bedrückend zu lesen, wie etwa die Platitüden und Streicheleinheiten Groeners von den Gewerkschaftsvertretern aufgenommen worden sind: „Stürmischer, langanhaltender Beifall“ verzeichnet das Protokoll. Das Hilfsdienstgesetz festigte das Bündnis aller Gewerkschaften einschließlich der Angestelltenverbände. Hier spiegelte sich auf Gewerkschaftsseite das Zusammenwirken der sogenannten Mehrheitsparteien wider.

In den Jahren 1917 und 1918 gerieten die Gewerkschaften in eine unübersehbare Legitimationskrise: Sie entfremdeten sich der Masse der Mitgliedschaft, die Autorität der Vorstände war schwer erschüttert, sie wurden von der Basis im wesentlichen als Ordnungsmacht, als Instrument eines abgewirtschafteten Regimes begriffen. Und die Gewerkschaften wurden überrascht von der Revolution. Sie wurden deswegen überrascht, weil ihre Führer ohne Sensibilität dafür waren, was 1917 und 1918 den einfachen Menschen zugemutet wurde. Sie sahen nicht, daß das Regime, das ihr Wohlverhalten honorieren sollte, an sein Ende gekommen war. Und sie hatten natürlich, eingeschworen auf den Kriegsreformismus, nicht die Spur eines Konzeptes für die

Zeit nach dem 9. November, und umgekehrt wollte auch niemand mit den diskreditierten Gewerkschaftsführern 1918 „Staat“ machen.

Die Revolution fand also unter Ausschluß der Gewerkschaften statt, die statt dessen am 15. November 1918 das Abkommen mit den Unternehmern über die Zentralarbeitsgemeinschaft unterzeichneten.

Auf dem Kongreß in Nürnberg im Sommer 1919 wurde der Kurs der Freien Gewerkschaften seit 1914 gutgeheißen; man konnte sich also bestätigt fühlen. Läßt man die hier abgedruckten Dokumente Revue passieren, so ist man beeindruckt von der Festgelegtheit der Akteure. Von Spielraum kann keine Rede sein, den hatte man sich schon 1914 verbaut. Es ist kein Ruhmesblatt aus der Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, was hier präsentiert wird. Nicht wenige Beiträge in den Protokollen zeugen von dem, was man heute Funktionsgeist im schlechtesten Sinne nennt. Erste Kritiker, die wissenschaftlich unbedarft und politisch voreingenommen diesen Band besprochen haben, haben die Kritik an den Funktionären in Generalkommission, Vorständen und so weiter auf die Herausgeber und den Bearbeiter gelenkt.

Natürlich ist in diesem Band vieles nicht präsent, aber das, was präsent ist, ist aussagekräftig. Wer sich etwa über die Massenbewegungen, die USPD informieren will, der findet das an anderer Stelle. Gerade die kaum nachvollziehbare Blauäugigkeit, das Denken in partnerschaftlichen Verhältnissen, das sture Wegblicken von der Realität des Krieges (schlecht kaschiert durch Eingaben etwa zur Ernährungssituation) treten in den Dokumenten deutlich hervor und machen den Wert dieser Dokumentation aus.

Klaus Schönhoven hat, wie man das von einem ausgewiesenen Sachkenner nicht anders erwartet, den Band abwägend und informierend eingeleitet, die Dokumente angemessen erschlossen. Die Anhänge, vor allem das Personen-, Sach-

und Ortsregister, erleichtern die Benutzung der Dokumentation. Der Preis ist allerdings angesichts der beträchtlichen Förderungsmittel entschieden zu hoch, vor allem dann, wenn man sich von der Edition eine Wirkung im Sinne politischer Bildung verspricht.\*

Hans-Josef Steinberg, Bremen

## Zum Arbeiterroman in der DDR

Was allzu selbstverständlich zu erscheinen pflegt, erweist sich oft als besonders schwierig. Vor allem dann, wenn es um eine propagandistische Darstellung der schnöden Wirklichkeit geht. Seit dem Bestehen der DDR hat die regierende Staatspartei, kraft ihres politischen Monopols, in der „künstlerischen Darstellung der Arbeiterklasse“ eine ihrer wichtigsten kulturpolitischen Aufgaben gesehen.

Doch die meisten der in den fünfziger und sechziger Jahren nach sowjetischen Vorbildern entstandenen Romane sind zu recht längst vergessen. Das lag nicht an der Unfähigkeit der Autoren, vielmehr an den Forderungen der SED. Der Partei ging es letzten Endes um Stimmungsmache für die Erhöhung der Arbeitsproduktivität, nicht um dichterische, unbequeme Wahrheiten. Was entstand, waren Betriebsromane auf dem Niveau der Trivialliteratur.

Erst 1964 gelang dem damals noch recht jungen Autor Erik Neutzsch mit seinem Bestseller „Spur der Steine“ ein kontrast- und konfliktreicher Roman aus der Arbeitswelt. Neutzsch vermittelte dem Leser die Einsicht, wie schwer es ist, persönliche Interessen mit denen der Allgemeinheit in Einklang zu bringen. Der Autor stellte einige Tabus in Frage, aber die SED konnte trotzdem mit ihm zufrieden sein, wagt er doch nicht, die eigentlichen Ursachen einer als problematisch empfundenen Situation aufzudecken.

\*Eine Besprechung des zweiten Bandes folgt.

Nach Neutzsch gelang es auch anderen Autoren, die Wirklichkeit realistisch darzustellen, wobei die entscheidende Führungsrolle der Partei allerdings nie angezweifelt wurde, auch wenn sie durch unzulängliche, egoistische Funktionäre verkörpert wurde. Engagierte Autoren bemühten sich darum, die innere und äußere Entwicklung ihrer Romanfiguren zu verdeutlichen.

Das setzte allerdings eine gewisse Objektivität gegenüber den vielfach als unzulänglich empfundenen Arbeitsbedingungen voraus. Brisant wirkende Einsichten wie die, daß mit der Aufhebung des kapitalistischen Privateigentums zwar eine Erhöhung sozialer Leistungen verbunden sein kann, nicht aber das Ende der Selbstentfremdung im arbeitsteiligen Produktionsprozeß, konnten allerdings nicht unverblümt zum Ausdruck gebracht werden.

Eine weitere Erkenntnis, daß nämlich dem Aufstieg des Arbeiters zum Meister, Ingenieur oder Betriebsleiter trotz aller Fähigkeiten Grenzen gesetzt sind, kam allmählich auch im Roman zum Ausdruck. Sogar die im Westen als Aussteigertyp bezeichnete Erscheinung fand in der DDR-Belletristik Erwähnung: der heimliche Aussteiger, dem nichts an einer Betriebskarriere gelegen ist. Weil es den „uniformen“ Arbeiter nicht gibt, sondern die Arbeiterschaft wie jede soziale Gruppe aus höchst unterschiedlichen Individuen besteht, verlangt ein Roman über Arbeiter eine höchst differenzierte Darstellung.

Diese Einsicht war der deutschen Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts, die stets auch eine Bildungs- und Kulturbewegung war, selbstverständlich. In der DDR ist sie nun offenbar wiederentdeckt worden. Einige Überlegungen jüngsten Datums deuten darauf hin, daß selbstkritische DDR-Autoren an den Produktionsroman hohe Ansprüche stellen. Der ehemalige Transformatoren-Monteur und heutige freie Schriftsteller Rolf Floß wies nüchtern darauf hin, daß sich in der DDR aus „beeindruckenden Zahlen“ über die

wachsende Industrieproduktion noch lange „keine Ansätze für das Entstehen von Literatur“ gewinnen lassen.

Wer literarisch interessante Personen ins Spiel bringen will, muß - so Floß -, auf „widersprüchliche Figuren“ zurückgreifen. Genaue Kenntnisse des Betriebsalltags hält er nach wie vor für die wichtigste Voraussetzung des Industrieromans. Bei jungen Autoren vermißt er das Interesse, sich intensiv in der Arbeitswelt umzusehen. Ohne innere Bindung lassen sich aber die Probleme von ökonomischen Zwängen und menschlichen Schicksalen nicht überzeugend behandeln.

Floß sieht als Voraussetzung einer technologischen Weiterentwicklung im Rahmen einer „intelligenzintensiven Produktion“ einen Freiraum für die Entwicklung von Fähigkeiten und das Verständnis für persönliche Eigenarten als unabdingbar an. In der Unwälzung und Modernisierung der Industrie sieht er eine Chance, die dem Schriftsteller alles an Fähigkeiten abverlangt. Mit anderen Worten: Mit Losungen ist die dritte industrielle Revolution nicht glaubwürdig zu schildern.

Der bereits durch mehrere Bücher bekannte Manfred Jendryschik beschäftigt sich in seinem „Arbeits-Tagebuch“ mit einem konkreten Aspekt, nämlich dem Vokabular des Arbeiters. Seiner Meinung

nach sollte die Umgangssprache ohne stilistische Bearbeitung als Rohmaterial dienen. Jendryschik will den Rhythmus der Arbeit im Rhythmus der Sprache zum Ausdruck bringen. Spitznamen, Jargon, Wortfetzen, das typische Verschleißen und Verhunzen von Wörtern, ungewohnte Formen der Satzbildung, Verkürzungen und Füllwörter, bilden für ihn authentische Bestandteile der Berufswelt.

Ansätze dazu sieht er in einigen dokumentarischen Veröffentlichungen wie Sarah Kirschs „Panterfrau“, in Maxie Wanders „Guten Morgen du Schöne“, Wolfgang Noas „Leben in Preußen“ und Irina Liebmanns Protokollen „Berliner Miethaus“. Jendryschik verlangt, daß Erinnerungen alltäglicher Menschen viel häufiger gedruckt werden.

Einen vielversprechenden Versuch in diese Richtung unternahm Wolfgang Herzberg in einer Sammlung von Lebensgeschichten zwischen 1900 und 1980, die unter dem Titel „So war es“ erschienen sind. Herzberg sprach zum Beispiel mit einem ehemaligen Bergmann aus Schlesien, Jahrgang 1902, der sich daran erinnert, daß in seiner Jugend nicht nur Pferde sondern auch Katzen- und Hundefleisch an arme Leute verkauft wurden. Wie viele Arbeiter wissen das heute noch?

Horst Hartmann, Viernheim